



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ginzel, Ferdinand: Ludwig Uhland und die altfranzösische Poesie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Rechts zu treten hätte. Die Arbeit wurde mehrfach unterbrochen, der Plan vielfach geändert, die Entwürfe wurden oft von neuem überarbeitet. Diese gesetzgeberische Thätigkeit richtete sich sowohl auf die Verbesserung des materiellen Rechtes selbst wie auf die Bervollkommung des prozessualischen Verfahrens und erlangte ein freies Arbeitsfeld, als durch ein kaiserliches Privilegium dem König von Preußen in Folge des den zweiten schlesischen Krieg beendenden Dresdener Friedens am 31. Mai 1746 die vollständige Exemption der durch die preußischen Landesgerichte gefällten Urtheile von einer dagegen einzulegenden Appellation an das Reichskammergericht bewilligt worden war. Noch in demselben Jahre, am 31. Dezember 1746, erließ der König eine Verordnung, in welcher es hieß:

„Und weil die größte Verzögerung der Justiz aus dem ungewissen lateinischen römischen Rechte herrühret, welches nicht allein ohne Ordnung compilirt worden, sondern worin *singulae leges pro et contra* disputirt oder nach eines jeden Caprice limitirt oder extendirt werden; so befehlen Wir gedachtem Unserm Staatsminister von Cocceji, ein teutsches allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassungen gründet, zu verfertigen und zu Unserer Approbation vorzulegen, worüber Wir hiernächst aller Unserer Stände und Collegiorum, auch Universitäten Monita einholen und die besondern Statuta einer jeden Provinz besonders beidrucken lassen wollen, damit einmal ein gewisses Recht im Lande etablirt und die unzählige Edikte aufgehoben werden mögen.“

(Schluß folgt.)



Ludwig Uhland und die altfranzösische Poesie.



In dem Feste der hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt unsers großen vaterländischen Dichters Ludwig Uhland dürfte es nicht unwillkommen sein, wenn in den folgenden Zusammenstellungen der Versuch gemacht wird, Uhlands Bedeutung auch für die romanische, insbesondere die französische philologische Wissenschaft im Zusammenhange zu würdigen. Es wäre wenigstens ungerecht, wenn die jetzigen Vertreter dieser Wissenschaft den Ehrentag desjenigen Mannes vergäßen, dem ein Forscher wie Ferdinand Wolf noch im Jahre 1833, als Uhland längst nicht mehr romanistische Studien betrieb, schreiben konnte: „Fast auf jeder Seite habe ich Ihren trefflichen Aufsatz benutzt und angeführt, und er ist trotz der neuern Leistungen der Franzosen mein sicherster Führer, ja die ganze Grundlage meines Büchleins

geblieben," und den Männer wie Diez, Herz, Michelant u. s. w. bis an seinen Tod mit dankbarer Anerkennung einen der ihrigen nannten. Aus diesem Grunde mögen auch die folgenden Zeilen als Gruß der Freunde unsrer Wissenschaft in den allgemeinen Subelgruß Deutschlands mit einstimmen.

Zunächst wollen wir sehen, durch welche besondern Umstände Uhland auf dieses Studium hingewiesen wurde. Sein eignes Vaterland, Württemberg, gehörte zum Rheinbunde, ein Name, unter welchem die gänzliche Abhängigkeit des südlichen Deutschlands von dem französischen Kaisertum maskirt wurde. Es war schon aus diesem Grunde sehr ratsam für jeden angehenden Beamten, die französische Sprache und sonstige französische Einrichtungen kennen zu lernen. Zeit und Muße dazu hatte Uhland genug. Als vierzehnjähriger Knabe war er an der Universität inskribirt worden, von Jus hörte er aber fast gar nichts. Sein Hauptaugenmerk war auf die Kenntniß deutscher und fremder Literatur gerichtet, und in Professor Seybold fand er hierin einen geistvollen Berater und Führer. Besonders interessirte ihn die ältere Zeit unsrer Literatur, und gierig verschlang er die Hilfsmittel, welche ihm unter die Hände kamen. So lernte er das Waltharilied kennen, so den Sazo und damit die nordische Heldensage. So fand er jetzt auch weitere Nahrung in „Des Knaben Wunderhorn,“ welches 1805 erschien. Auch Herders Volkslieder wurden ihm bekannt, und wie dieser durch die vom Bischof Percy gesammelten und herausgegebenen altenglischen Lieder zu seinen Forschungen veranlaßt worden war, so wurde nun Uhland angetrieben, mit dem Französischen und Englischen, später mit Nordisch und Spanisch sich zu beschäftigen, um die alten Lieder im Urtexte lesen zu können. Alles dieses trieb er, außer dem Französischen, still für sich. Einen Beweis dafür, daß er diese Studien mit vollem Bewußtsein und mit einem bestimmten Zwecke pflegte, haben wir in einem Briefe von 1806 an Leo von Seckendorff: „Wir haben zwar einige Volksromane (obgleich wenige der bekannten ursprünglich deutsch sein mögen), ihre Anzahl ist aber so gering, daß die brauchbaren meist schon von Tieck und andern bearbeitet sind. Leider liegt zwischen uns und der Zeit, wo solche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantischen Kunden verachtend herabsah und sie der Vergessenheit überließ oder gar gewaltsam in dieselbe hineinstieß. Umso ernster sollte man in unsern Tagen daran denken, zu retten, was noch zu retten ist. Aber nicht bloß deutsche, auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals Karls des Großen u. s. w., sowie die alten nordischen Sagen verdienen alle Aufmerksamkeit. Ein Geist des gotischen Rittertums hatte sich über die meisten Völker Europas ausgebreitet. . . . Auch mir ist es sehr wichtig, wenn ich solche Kunden zu Gesicht bekommen oder Andeutungen erhalten könnte, in welchen alten oder neuen Büchern derlei zu finden sind. . . .“

Wir sehen also, aus dem jugendlichen Schwärmer für alles Reckentum, für die mittelalterlichen Ritter und Nonnen, wie sie besonders bei Spieß und

Cramer, denen Uhland schon frühzeitig sehr zugethan war, sich breit machten, ist ein zielbewußter Forscher geworden, der die Existenz von alten Gedichten auch bei andern Völkern ahnt und gern derselben habhaft werden möchte. Hauptzweck blieb ihm dabei das deutsche Altertum, wenn man seine spätere Gesinnung auf die Jugend zurückbezieht, und dies erhellt auch aus einem Briefe Uhlands an Kölle in Paris, worin es heißt: „So wollte ich Sie beschwören beim heiligen Mutternamen Deutschland, gehen Sie, wenn Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da begraben liegt von den Schätzen altdeutscher Poesie. . . . Allein sehen Sie nicht ausschließlich auf deutsche Altertümer, achten Sie auf die romantische Vorwelt Frankreichs. Ein Geist des Rittertums waltete über ganz Europa. Wo Sie in einem alten Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja so großen Mangel an poetischen Stoffen.“ Wie eifrig mag Uhland Kölles Antwort gelesen haben, worin es zum Schlusse heißt: „Jede Entdeckung werde ich mit meinem Freunde teilen. Um Gottes Willen, kommen Sie nach dem Examen gleich hierher!“

Nebst Kölle war es besonders Barnhagen, den er um diese Zeit kennen lernte, und der seine Vorliebe für alte Sagen und Erzählungen teilte; eine herzliche Freundschaft verband ihn mit diesem und mit den Freunden aus älterer Zeit, die ihm auch teilweise mit einer Pariser Reise vorangingen, so Rosen, Eduard und Hermann Smelin.

Er selbst hegte wohl damals schon denselben Plan, konnte ihn aber vor-derhand nicht ausführen, weil er gerade jetzt mit den Arbeiten zu seinem Fakultätsexamen beschäftigt war. Es war dies im Jahre 1808. Inzwischen las er aber fleißig alles, was er in Tübingen selbst bekommen konnte. So wissen wir, daß er die deutsche Übersetzung der *Noches de Invierno*, eines spanischen Sammelwerkes in Prosa, worin die beliebtesten altfranzösischen Sagen in vielfach umgestalteter Fassung erzählt werden, kennen gelernt und sein Gedicht „Klein Roland“ nach dieser Quelle gefertigt hat.

Dieses Buch muß ihn ganz besonders angezogen haben; die Anregung zu einem so reizenden Gedichte beweist es, und der weitere Umstand, daß er gerade in dieser Zeit einen größern Plan faßte. Er wollte, wie Zahn und Notter übereinstimmend bemerken, ein „*Dekameron altfranzösischer Erzählungen*“ liefern. Wir wissen nicht, ob die Ausführung gerade so gedacht war, wie in dem spätern Plane eines „*Märchenbuches des Königs von Frankreich*“; für diese Zeit aber, in welcher er die altfranzösischen Kunden noch nicht an den Originalen studirt hatte, können wir uns nur denken, daß die so verstümmelte Fassung der meisten mittelalterlichen Sagenstoffe in ihm den Gedanken wachgerufen habe, den Inhalt derselben in gekläarter Form zu einer Art von Dekameron zu vereinigen, mit irgend einem frei erfundenen Rahmen für das Ganze. Dem sei, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß er nun immer inniger und konsequenter seinem Ziele zuging. Er konnte

es nicht mehr aus den Augen verlieren, und so trat er denn, nachdem er seine juristischen Examina glücklich überstanden hatte, am 6. Mai 1810 die lange ersehnte Reise nach Paris wirklich an. Kam doch zu seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen noch der praktische Grund hinzu, daß Württemberg gar sehr mit der französischen Rechtspflege zu rechnen hatte, indem man allgemein darauf gefaßt war, den Code Napoléon auch in Württemberg eingeführt zu sehen. Der Vater und die Familie glaubten auch, das Studium des letztern würde Uhlunds Haupt Sorge in Paris sein. Er aber hat außer den Cinq codes von d'Hernan und dem Kommentar über den Code civil von Maleville nicht viel Juristisches mit nach Hause gebracht.

Umso eifriger tummelte er sein Steckenpferd. Dem Museum und der Handschriftensammlung der Bibliothek galt sein erster Besuch, und dort verweilte er täglich, so lange es nur möglich war. „Um es in den zur Winterszeit ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum erwärmten Räumen der kaiserlichen Bibliothek auszuhalten und nicht kostbare Zeit zu verlieren, schrieb er, bis die erstarrte rechte Hand wieder erwärmt und zur Arbeit tauglich wurde, mit der linken.“ Was er eigentlich arbeitete, berichtete er offenherzig nach Hause: „Ich gehe in der Regel um zehn Uhr in die Bibliothek; hier beschäftige ich mich mit deutschen und französischen alten Handschriften.“

Durch Immanuel Bekker, den er hier kennen lernte und der uns eine köstliche Schilderung des damaligen Uhlund hinterlassen hat, gewann er die richtige philologische Schulung und die Kenntnis des Provenzalischen; Barmhagen, Chamisso und ein Franzose Sourdain, mit dem er Französisch las, waren ihm gleichgesinnte Freunde. Chamisso teilte ihm ältere französische Volkslieder mit, wie dies von der „Königstochter“ erwiesen ist, und er selbst kaufte sich an der obern Seinerbrücke Erzeugnisse der Bibliothèque bleue, z. B.: Les quatre fils Haymon n. s. w.

Auf der Bibliothek kamen ihm zunächst die Fabliaux in die Hand, welche er selbst „lieblich“ nennt, aber nur als Vorschule zu den eigentlichen Epen betrachtet. Dann las er den großen Kodex 7535, in dem Girarz de Viane, Aimery de Narbonne u. s. w. enthalten sind, die Handschrift 7188 mit Berte aux granz piés und Girarz d'Amiens, die Handschrift 7498, die er „gleichfalls eingesehen hat,“ und 7182 mit einer zweiten Fassung der vier Haimonskinder, und 7183 mit dem Roman de Maugis, 7548 mit der Histoire des gestes de Galien li Restoré, 6776 mit Tristan, 6987 mit dem Roman de Rou.

Dies sind die Handschriften, die Uhlund nachweislich studirt hat. Welchen unmittelbaren Eindruck sie auf ihn machten, zeigt ein ausführlicher Brief, den er am 19. Dezember 1810 an Fouqué schrieb: „Ich beschäftige mich hier mehr mit der Poesie der guten, alten Zeit als mit der eignen. Die altfranzösische Poesie ist herrlich, wenn man bis zu ihrem eigentlichen Kern vordringt. Dies gelang mir zu spät, um zu einiger Vollständigkeit zu gelangen. Ich hielt mich mit dem

minder wichtigen auf, weil mir das wichtigere unbekannt war, und noch dazu fielen die Ferien der Bibliothek in die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes. Man muß sich durch die lieblichen Fabliaux nicht abhalten lassen, bis zur eigentlichen Heldenpoesie vorzudringen, die bald nur in einzelnen, aber mächtigen Kunden erscheint, bald sich zum wahren Epos gebildet hat und nach verschiedenen Volksstämmen verfolgt werden muß. Ich habe eine Reihe normännischer Kunden zusammengebracht und bin jetzt mit den fränkischen von Karl dem Großen, seinen Pairs und seinen Geschlechtern, beschäftigt, die einen wahrhaft epischen Cyklus bilden, den ich nimmer ermessen kann, da ich nur noch kurze Zeit hier bleibe. Doch hoffe ich, daß meine Sammlung hinreichen werde, die Wichtigkeit der mittelalterlichen Poesie einleuchtend zu machen und vielleicht andre zu vollständigeren Arbeiten anzuregen. Ich werde nach meiner Zurückkunft das Gesammelte zu übersetzen und zu bearbeiten suchen, letzteres hauptsächlich nur durch Entkleidung der Sage vom entstehenden Gewande."

In dieser Weise mit Arbeiten und Plänen beschäftigt, wozu man noch die Stelle seines Tagebuches unterm 1. November 1810 und seines Briefes an Fouqué vom 29. Oktober 1810 vergleichen kann, verfloß ihm die Zeit rasch und in der angenehmsten Weise. Einige Gedichte, wie „Die Königstochter,“ „Graf Richard ohne Furcht“ und die „Jagd von Winchester,“ entstanden in Paris selbst, und zu andern trug er den Gedanken schon fertig im Kopfe. Sein Urlaub ging am 26. Januar 1811 zu Ende, zu seinem Leidwesen, da er sehr viele Arbeiten unvollendet lassen mußte. Am 14. Februar 1811 traf er wieder in Tübingen ein, um fortan im engern Vaterlande zu bleiben.

Was brachte Uhland von Paris mit nach Hause? 1. Eine Anzahl von Bruchstücken aus Handschriften, welche er selbst abgeschrieben hatte zur spätern Benützung und Verwertung. Das letztere war ihm nur zum Teil gegönnt, indem er Bruchstücke aus Girarz de Viane übersetzte; das übrige wurde von andern dankbar benutzt, von S. Bekker, der *Flore et Blancheflore* nach Uhlands Abschrift 1840 herausgab und in seiner Ausgabe des *Fierabras* den Girarz de Viane fast vollständig mitteilte, und von Ad. v. Keller, der 1839 den *Guillaume d'Angleterre* übersetzte. 2. Den vollständigen Plan zu dem Aufsatz über das altfranzösische Epos. 3. Eigene Übersetzungen und dichterische Bearbeitungen altfranzösischer Stoffe.

Wir wollen zunächst den Aufsatz über das altfranzösische Epos betrachten und dann sehen, wie Uhland auch fernerhin der neu begründeten Wissenschaft treu blieb.

Nach der Rückkehr hatte Uhland zunächst keine Zeit, sich mit seinen geliebten Schätzen zu beschäftigen. Nur langsam arbeitete er an dem trefflichen „Versuche,“ wie er ihn nennt, den er mehrmals umschrieb. Als er endlich fertig war, wußte er nicht, wohin damit. Endlich wurde er von Fouqué in die neubegründete Zeitschrift „Die Musen“ aufgenommen, wo er im dritten Quar-

tale des ersten Jahrganges erschien. Da die Zeitschrift in jenen so bewegten Zeiten nicht blühen konnte, so wurde sie bald in Makulatur umgewandelt, sodaß jene Originaldrucke höchst selten geworden sind. Jetzt ist der Aufsatz im vierten Bande der „Schriften“ neu abgedruckt.

Wir besitzen noch ein Blatt von des Dichters Hand, worauf er sich wahrscheinlich die Disposition aufgezeichnet hatte. Er giebt darauf folgende Einteilung: „Die zwei Hauptbranchen der altfranzösischen Poesie sind: A) Der epische Gesang; B) die Erzählung. A. Epischer Nationalgesang: a) Konstituierung desselben: α) nach Stoff und Umfang, β) nach Geist der Darstellung, γ) nach Form und Vortrag; b) Geschichte desselben; c) Sonderung desselben von andern sich zum Epischen neigenden Gedichtkreisen, dem normännischen und bretonischen. B. Die Erzählung. Schlußbemerkung: Überwiegen des germanischen Elementes im epischen Gesange, des gallischen in der Erzählung.“

An diese Disposition hat sich Uhland streng gehalten. Die erste Hauptunterscheidung war von ihm zuerst richtig erkannt worden, denn früher hatte man die Contes und Fabliaux, den Roman de la Rose und die abenteuerlichen Erzählungen von der Tafelrunde in einen Topf geworfen. Uhland gab zuerst die scharfe Unterscheidung zwischen gesungenen volksmäßigen Epen, die meist auf geschichtlicher Grundlage beruhen, und zwischen gesprochenen Erzählungen von größerm oder kleinerm Umfange, geschöpft aus der willkürlichsten Phantasie, zumal aber aus den heimischen Sagen der britischen Ureinwohner. Schön ist dann seine Meinung, daß für erstere wohl germanischer Einfluß anzunehmen sei, während in letztern der echte gallische Geist sich bewahrheitete. Daß er hierbei die normännischen, lothringischen u. s. w. „Lokalgesten,“ die wir jetzt als kongeniale Epik zu betrachten gelehrt werden, ebenfalls streng absondern will, dürfen wir ihm, der zu genauen und vollständigen Studien keine Gelegenheit hatte, nicht zum Vorwurfe machen.

Uhland charakterisirt nun den Umfang der karolingischen Epen in allgemeinen Umrissen und dann den Zusammenhang derselben: „Der altertümlische Heldengeist, nicht so riesenhaft, wie in mehreren deutschen Heldenliedern, zuweilen schon der Galanterie zugeneigt und mit gebildeterem Rittertum versetzt, aber voll heroischer Freudigkeit; religiöser Nimbus; die durchgehende Charakteristik der bedeutendsten Helden: Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende als selbstthätige Größe, des Herzog Raines von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rat, der achilleische Roland und seine innige Waffenbrüderschaft mit Olivier, Ganelons Falschheit und Tücke; endlich der Helden gemeinsamer Untergang und das vorahnende Hindenten darauf in den meisten Gedichten, welche noch die frühern Abenteuer darstellen; in Hinsicht auf das Äußere aber die Gleichförmigkeit des Stils und bestimmte epische Versarten.“ Sodann bespricht er die Handschriften, welche er selbst eingesehen hatte. Besondre Vorliebe zeigt er für den Girarz de Viane und für die Haimonsfinder, und dieses Urtheil ist

noch heute stichhaltig. Ist es aber nicht echt dichterische und zugleich gelehrte Feinfühligkeit, wenn er in einem Rolandsliede, dessen Existenz er aus verschiedenen Gründen vermutet (er selbst kannte nur den Roman de Roncevaux), die Seele der altfranzösischen Dichtung überhaupt vorausahnt? Ist es nicht ein Treffer ersten Ranges, wenn er vorausahnt, daß es auch ein eignes Gedicht über Karls des Großen Reise nach Jerusalem geben müsse, und daß der ihm vorliegende provençalische Fierabras auf ein nordfranzösisches Original zurückgehen müsse, was dann Diez im nähern bewiesen hat? Dem gegenüber ist nur ein kleiner Fehler zu verzeichnen, indem er Crestien de Troyes für den Verfasser des Rou hält.

Auch in den Versarten erkennt Uhland den Unterschied zwischen karolingischen und bretonischen Dichtungen. Erstere sind nur in Alexandrinern oder in fünf Fußigen Jamben, letztere meist in vier Fußigen Schlagreimen geschrieben; da er für den Alexandriner und den Nibelungenvers denselben germanischen Ursprung annimmt, so ist ihm dies ein Beweis mehr für den germanischen Einfluß.

Sodann bespricht Uhland die stilistischen Eigentümlichkeiten, und es drängen sich ihm Vergleiche mit dem deutschen und griechischen Epos auf. Bedeutend und musterhaft sind seine Bemerkungen über die Vortragsweise, in denen er alles das aufs schönste darlegt, was zwanzig Jahren später P. Paris mit Berufung auf dieselben Beweisstellen festgestellt hat. Die Anmerkung des letztern: „C'est ce qui ne paraît pas encore avoir été remarqué“ ist also demgemäß zu Gunsten unsers deutschen Forschers zu berichtigen.

In dem folgenden Teile giebt Uhland eine kurze Entstehungsgeschichte der altfranzösischen Epen. Zunächst gab es kleinere Einzelsänge; „sie wuchsen im Laufe der Jahrhunderte zu immer größern Dichtungen an, welche zuletzt, und zwar, wie es scheint, vorzüglich im zwölften Jahrhundert von den Geistlichen, als den Unterrichteten der Zeit, zu den epischen Kompositionen vereinigt und erweitert wurden, welche auf unsre Zeit gekommen sind.“ An diesen Thatfachen, welche Uhland zuerst für das französische Epos festgestellt hat, läßt sich auch heute noch nicht rütteln, vielmehr bestätigt jede neue Entdeckung das von ihm Gesagte. Auch darin war er der erste, daß er die falsche Meinung, als wäre Turpins Chronik die Quelle der altfranzösischen Heldensage, energisch zurückwies. Er sagte richtig, daß Turpin nur ein einzelnes Glied in der Entwicklung des französischen Nationalepos sei, als dessen letzte Ausläufer die Prosaausführungen der Bibliothèque bleue anzusehen sind. In der verständigsten Weise erklärt er auch das Vorkommen der zahlreichen mariages durch die Bearbeiter, welche eben meistens cleres waren.

Voll anregender Gedanken sind seine Worte über die Beziehungen zwischen der altfranzösischen und germanischen Epopöe: er deutet aber nur an, wie eine Untersuchung anzustellen wäre.

Gewissermaßen als Anhang folgen dann treffliche Bemerkungen über die bretonischen Artusromane, über die normänischen Sagen von Robert dem Teufel und seinem Sohne Richard Sanspeur. Am Schlusse verweist dann Uhland auf die demnächst folgenden Proben, eben jene Tiraden aus Girarz de Viane, die er selbst übersetzt hatte.

Die Aufnahme dieses Aufsatzes, der leider durch die Ungunst der Zeitverhältnisse nach außen hin nicht epochemachend wirkte, war günstig. In den „Erholungen,“ einer süddeutschen Zeitschrift, erschien eine ungemein warme Rezension. Man fing an die Existenz einer bis dahin völlig unbekanntem Literaturblüte bei den Franzosen zu glauben, und als erst der Rassenhaß, welchen die langdauernden Kriege und die folgenden burschenschaftlichen Bewegungen genährt hatten, einigermaßen beruhigt war, begann man auch emsig weiter zu bauen in der Wissenschaft, die Uhland in der eigentlichsten Weise begründet hatte. Dankbar ist dies von Spätern anerkannt worden. Bedauerlich aber ist es, daß der Aufsatz in Frankreich so gut wie unbekannt blieb, und noch bedauerlicher, daß Léon Gautier in seinem 1865 erschienenen Werke: *Les épopées françaises. Etude sur les origines et l'histoire de la littérature nationale* wohl Immanuel Bekker erwähnt, aber nicht den noch frühern Uhland.

Wir haben nun noch für spätere Jahre zu verfolgen, wie Uhland seine Vorliebe für die altfranzösische Literatur bethätigte und welche Früchte wir ihr verdanken.

Als Uhland von Paris zurückkam, war er, wie gesagt, ganz erfüllt von den gewonnenen Kenntnissen. Aber seine juristische Thätigkeit ließ ihm nicht mehr so viel Zeit für das „Steckenpferd,“ als welches er, der ehrsame Anwalt und Abgeordnete in spe, seine Neigung betrachten mußte. Gar oft klagt er in Briefen an seine Freunde, daß er seine größern Pläne vollständig beiseite legen müsse. Wir haben schon das „Dekameron altfranzösischer Erzählungen“ aus dem Jahre 1808 erwähnt. Jetzt bei größerer Vertraulichkeit mit dem Gegenstande trat dieselbe Absicht mit neuer Lebendigkeit auf und gewann greifbare Umrisse. So schreibt Bekker aus Paris, daß er das zu hoffende Dekameron mit unendlich größerer Freude erwarten würde, „als die Lieder, Balladen, Sonette, die du hier dem rollenden Jahre preisgegeben,“ und Uhland selbst spricht sich darüber aus in einem Briefe an Fouqué vom 20. November 1812: „Wenn es mir nicht an Zeit und Stimmung fehlte, würde ich eine Reihe altfranzösischer Dichtungen, teils handschriftliche, teils gedruckte, unter dem Titel: Märchenbuch des Königs von Frankreich übersetzen und bearbeiten. Bei einem Hoffeste, das der König von Frankreich veranstaltet, hat sich nach den Turnieren und andern rauschenden Vergnügen die Gesellschaft in einen Baumgarten versfügt. Aus allen Provinzen Frankreichs haben sich Ritter und Damen, Geistliche und Sänger versammelt. Der König bedenkt, wie er unter seinem Szepter so verschiedene Volksstämme und eben damit ein buntes Märchen-

reich der mannichfaltigsten Nationalmythen vereinige. Um sich dieses zur lebendigsten Anschauung zu bringen, fordert er die Anwesenden auf, Märchen zu erzählen, und zwar soll jeder eine seinem Stamme, seiner Heimat eigentümliche Kunde vortragen. So folgt nun eine Reihe fränkischer, normännischer, provenzalischer, gasconischer und anderer Erzählungen und Romanzen, welche durch angemessene Gespräche untereinander verbunden sind. Ein Kaplan des Königs schreibt in der Folge alles zusammen in ein Buch nieder, das, mit Bildern ausgeschmückt, in der Schatzkammer des Königs zu Krone und Szepter niedergelegt und das »Märchenbuch des Königs von Frankreich« benannt wird.“

Wie schade, daß dieser Gedanke unausgeführt blieb! Wie schön hätte Uhland die reizenden Episoden voll Kampfesmut und Liebesglut, voll fröhlicher Schlaueit und ritterlicher Treue in dem blinkenden Rahmen zu vereinigen gewußt! Er wäre ein zweiter, keuscherer Boccaccio für die Deutschen geworden. Vielleicht ist es nicht bloß ein Zufall, daß gerade in den Jahren 1811 und 1812 die meisten und schönsten seiner altfranzösischen Dichtungen entstanden, z. B. Roland Schildträger, König Karls Meerfahrt, Taillefer; und scheint es nicht, als ob die Idee zu einem Cyklus „Sängerliebe,“ welche er auch schon 1812 faßte, auf diesen größern Plan zurückzuführen sei? Sind Gedichte wie Don Maffias, Kastellan von Couch, Rudello, Durand und Dante nicht wie geschaffen, um an einem solchen Minnehofe, wie ihn Uhland sich dachte, vorgetragen zu werden im Kreise blühender Ritter und Jungfrauen? Das klingt doch nicht unwahrscheinlich, und er mag vielleicht gerade durch seine größere Absicht zum Lesen von Crescimbeni und Bouterwek veranlaßt worden sein. Genug, der Plan kam leider nicht zur Ausführung, ebensowenig wie der etwas spätere einer dramatischen Bearbeitung des Charlemagne à Jerusalem et à Constantinople, welcher ungefähr in das Jahr 1814 fällt.

Bei alledem bildeten für ihn die Beziehungen zum deutschen Volke und Schrifttume den Mittelpunkt. Das lehrt ein Brief an Weckerlin vom 27. Juli 1812: „Wenn ich mehr Muße und Gelegenheit hätte, so wäre meine liebste Beschäftigung das Verfolgen der germanischen Poesie einerseits in den Norden hinauf und bis in den Orient, anderseits durch die verschiedenen, von germanischen Nationen eroberten und besetzten Länder. Im Mittelalter ist der Zusammenhang unverkennbar.“

Es folgten hierauf für Uhland trübe Jahre, voll Ungewißheit und äußerer Sorgen. Bald brach der große Befreiungskrieg aus, da war an ein friedliches Studiren und Dichten nicht zu denken, zumal da Uhlands lebhaftes Wesen selbst in die politischen Wirren Württembergs hineingerissen wurde. Fortan begegnen wir keinem größern Werke auf unserm besondern Gebiete. Er blieb nur immer auf dem Laufenden, und sein Interesse blieb stets ungeschwächt. Die Deutschen erkannten nun auch an, was er geleistet hatte, z. B. Diez, der im Jahre 1826 sein Werk über die „Poesie der Troubadours“ an Uhland über-

sandte mit einer sehr herzlichen Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung. In dem Antwortschreiben Uhlands an Diez vom 12. Mai 1827 heißt es: „So sehr ich Raynouards Leistungen dankbar anerkenne, so hat es mir doch patriotische Befriedigung geboten, zu erkennen, daß die Betrachtung des Gegenstandes durch die deutschen Werke an Tiefe, Schärfe und Übersicht gewonnen habe. . . Sie erwähnen zweier altfranzösischen Gedichte, wovon ich einstens Nachricht gegeben. Von allen Quellen entfernt, habe ich die altfranzösischen Studien seither meistens liegen lassen.“

Poetisches hatte er auch seit lange nicht mehr geleistet. Aber gerade Diezens Werk regte ihn wieder zu einer Ballade an, die von vielen die schönste der Uhlandschen Dichtungen überhaupt genannt wird: Bertran de Born.

Erst das Jahr 1830, wo Uhland als Professor an der Universität Tübingen zu wirken begann, zeigt wieder eine umfassende Thätigkeit des jetzt schon allgemein gefeierten Mannes auf dem Gebiete der altfranzösischen Literaturgeschichte, die inzwischen zu einer kräftig blühenden Wissenschaft herangewachsen war. Uhland las über „deutsche Poesie im Mittelalter,“ und nahm bei dem Abschnitte „Karolingisches Epos“ sehr oft Gelegenheit, auf die altfranzösischen Originalwerke hinzuweisen. Er betonte jetzt besonders das Vorhandensein zweier Nichtigungen, nämlich der religiösen Epen, in denen Karl stets imposant erscheint und als Kämpfer für die Christenheit, und der weltlichen (jetzt würden wir „Vasallenlieder“ sagen), in denen die mächtigen, trozigen Vasallen die Hauptrolle spielen, während Karl sehr klein und sogar verächtlich erscheint.

Im Winterhalbjahre 1831/32 und im Sommer 1832 las Uhland über „die Sagen Geschichte der germanischen und romanischen Völker,“ und so langdauernd und nachhaltig war die Richtigkeit der von ihm zuerst ausgesprochenen Anschauungen, daß er auch jetzt noch, nach zwanzig Jahren, dieselbe Einteilung des Stoffes, dieselben Gesichtspunkte und Folgerungen beibehalten konnte, die er in seinem Aufsage in den „Musen“ veröffentlicht hatte. Fürwahr, ein glänzendes Zeugnis für den Gelehrten einer Wissenschaft, die noch in den Kinderjahren stand und daher stündlichen Wandlungen ausgesetzt sein mußte!

Daselbe können wir in einem Briefe des hochverdienten Ferdinand Wolf lesen, den er 1833 samt einem Exemplar seines Werkes: „Über die neuesten Leistungen der Franzosen“ an den bewährten Altmeister sandte. Es heißt darin: „Fast auf jeder Seite habe ich Ihren trefflichen Aufsatz über diesen Gegenstand benutzt und angeführt, und er ist trotz der neuern Leistungen der Franzosen mein sicherster Führer, ja die Grundlage meines Büchleins geblieben,“ worauf Uhland unter anderm antwortet: „Mit Herzen blieb ich gleichwohl alter Sage und Liederdichtung treulich zugethan, und so habe ich auch alles, was Sie für dieses Feld teils in eignen Schriften, teils in Wiener Jahrbüchern und den „Altdeutschen Blättern“ geleistet, zu meiner Belehrung und Freude mit regem Anteil verfolgt. Die jüngere Zeit war auch unserm gemeinsamen

Interesse für die altfranzösische Sagen Geschichte überaus günstig. Durch die rüstige und einsichtsvolle Thätigkeit Michels und anderer öffnen sich die Quellen ergiebiger: und doch, wie vieles ist hier noch zu thun! Weitverzweigte Aedern des karolingischen Epos sind kaum geschürft."

Es kann hier nicht der Ort sein, zu zeigen, was in und seit jenen Jahren von Deutschen und Franzosen in der altfranzösichen Forschung geleistet wurde. Aber wohl thut es, zu sehen, wie der schon greise Gelehrte seine Bemühungen dankbar anerkannt sah.

Wilhelm Herz, der begabte Landsmann Uhlands und von ihm unterstützt, widmete seine Übersetzung des nun wieder erstandenen Rolandsliedes „dem Herrn Dr. Ludwig Uhland in dankbarer Verehrung," und wenige Tage vor seinem Tode wurde er noch von dem Franzosen Michelant durch die Widmung der „Haimonskinder" erfreut.

Uhland ist tot, und andre haben sein Werk in ungeahnter Ausdehnung fortgesetzt und teilweise vollendet. Mit Wärme aber müssen die jetzigen Meister romanischer Forschung des Bahnbrechers gedenken, der so viel zur Erschließung des gänzlich unbekanntes Landes gethan hat.

Wir kommen nun zur Betrachtung dessen, was Uhland in seiner eignen Dichtung durch die Beschäftigung mit der altfranzösichen Poesie gewonnen hat. Diese Arbeit ist schön und lohnend; sind es doch Perlen der Poesie überhaupt, welche wir diesem Studium verdanken. Die Hauptmasse der hierher gehörigen Werke fällt in die Jahre 1810 bis 1814, als Vorläufer können wir ansehen „Klein Roland" vom Jahre 1808 und als herrliche Nachblüte Bertran de Born vom Jahre 1829.

Wir unterscheiden dreierlei: 1. Übersetzungen, 2. Bearbeitungen, 3. freie Erfindungen. Für sich stehen zwei dramatische Fragmente, die ganz oder teilweise aus dem Studium der altfranzösichen Poesie angeregt worden sind.

1. Übersetzungen: a) Die größte und wichtigste ist die von 36 Tiraden aus dem Roman de Viane, die Uhland gleich nach seiner Rückkehr von Paris anfertigte. Die fünf ersten Tiraden erschienen zuerst in Kerners Musenalmanach für 1812 unter dem Titel: Roland und Aude; noch in demselben Jahre wurden sie einer nochmaligen Durchsicht unterworfen und mit den übrigen einunddreißig in den „Musen" abgedruckt. Die Gedichtausgaben haben jedoch nie mehr als die ersten fünf gebracht, und die Gründe der Ausschließung des Restes sind wohl diese: sie erzählen in der weiterschweifigen Weise des altfranzösichen Epos den Kampf zwischen Olivier und Roland auf einem Flußwerder vor der Stadt Viane, und wenn auch zahlreiche schöne Züge darin vorkommen, so nimmt doch im ganzen die Kampfschilderung den meisten Raum ein; es mochte Uhland bedenklich sein, die einförmigen Wiederholungen von Angriff und Verteidigung einem deutschen Publikum anzubieten, wogegen die anmutige Begegnung zwischen Roland und Aida samt den harmlosen Wigen, die dabei vor-

kommen, mehr anziehen konnte. Außerdem ist gerade dort ein Abschnitt gegeben, indem Uhland die zunächst folgenden Tiraden nicht übersetzt hat, sondern den Zwischenraum durch Prosaerzählung ausfüllt. Solche hat er auch vorausgeschickt und am Ende folgen lassen, um den Inhalt des Heldengedichtes kurz zu bezeichnen.

Die Übersetzung ist wörtlich, nur wenige Auslassungen hat sich Uhland gestattet, Erweiterungen garnicht. Das französische Original hatte den Reim, Uhland hat die Assonanz gewählt, wahrscheinlich um sich die Arbeit zu erleichtern, und weil er sich dachte, daß die älteren Fassungen sicherlich auch nur die Assonanz aufwiesen. Den fünffüßigen Sambus, sowie den „dreifüßigen Abfall jeder Tirade mit weiblicher Endung“ hat auch der Übersetzer beibehalten; er hielt sich sogar genau an die Abwechslung von stumpfen und klingenden Tiraden, die das Vorbild aufwies, und mit der möglichsten Genauigkeit an den Assonanzvokal.

Begleitet wird die Übersetzung von Fußnoten, in denen Uhland Vergleiche mit andern Epen, besonders den „Nibelungen,“ zieht. Sie beziehen sich entweder auf den Inhalt oder die Ausdrucksweise und sollen ein erster Anfang sein zu einer gründlicheren Parallele der germanischen, griechischen und romanischen Epen. Ebenso hat es ja Vetter mit seiner ungleich größern Belesenheit in den griechischen Epen gemacht in seiner Ausgabe des *Tierabras*.

b) Uhland hat ferner einige Stückchen aus dem Roman de *Roncevaux*, einer späten Fassung des *Roland*sliedes, das er selbst nicht kannte, aber vorausahnte, übersetzt, aber niemals drucken lassen. Sie wurden von ihm rezitiert in den Vorlesungen über die „Sagengeschichte der romanischen und germanischen Völker“ im Jahre 1832 und waren nur dazu bestimmt, den Hörern einen Begriff von der Schönheit des *Roland*sgedichtes zu geben. Sie mögen vielleicht die Überreste eines größern Planes sein, oder er mag sie nur zum augenblicklichen Gebrauche in seinem Kolleg angefertigt haben. Es sind zunächst vier Zeilen mit der Aufforderung *Roland*s, *Olivier* möge dreinhauen mit *Durendal*, er werde es thun mit *Halteclere*, dann dreißig Verse mit der Aufforderung an *Roland*, er möge doch ins *Horn* stoßen; dann wird der Tod *Oliviers* geschildert, dann *Roland*s Totenfeier bei *Oliviers* Leiche, dann die letzten Augenblicke *Roland*s.

c) Die Übersetzungen aus der normännischen *Reimchronik* von *Wace*, die eine behandelnd die bekannte *Gespensstergeschichte* von *Richard Dinesfurcht*, die andre ein lustiges Schwänkehen der *Mönche* von *S. Duain*. Bekannt ist, daß eine der erstern verwandte Sage vom *Junker Rechberger* auch in Deutschland lebte, und daß Uhland diese in dem gleichnamigen Gedichte verarbeitet hat. Für beide, übrigens wortgetreue, Übersetzungen gilt, daß es Uhland vortrefflich gelungen ist, durch altertümliche Wendungen, durch den knappen, von Nebenätzen freien Stil dieselbe humorvolle Darstellungsweise zu geben, wie er sie in dem Originalschwänke so schön fand. Es sei noch bemerkt, daß *Franz v. Gaudy* in dem „*Roman von*

Rollo und den Herzogen der Normandie" (Wlogau, 1835) eine Bearbeitung des ganzen Werkes gegeben hat. Der Vergleich fällt freilich zu Gunsten Uhlands aus.

d) „Legende“ ist die Übersetzung einer Pergamenthandschrift der k. Bibliothek zu Paris (Msc. français 375, anci. 6987, Blatt 346b). Das Original hat einundneunzig, Uhland bloß sechzig Verse, da er die vielen Wiederholungen, Weitschweifigkeiten u. s. w. einfach wegläßt.

e) „Königstochter“ ist die genaue Übersetzung eines Volksliedes, wahrscheinlich eines Flugblattes, welches Chamisso in Paris aufgestöbert hatte.

2. Bearbeitungen. Der Gesichtspunkt, welchen Uhland bei der Aneignung altfranzösischer Stoffe beobachtete, ist am besten ausgesprochen in einem Briefe an Fouqué vom 29. Oktober 1810: „Ich wünschte überhaupt, eine Sammlung von Übersetzungen und Bearbeitungen zusammenzubringen. Diejenigen Dichtungen nämlich, die mir in der Form, in der ich sie vorfinde, schon vollendet erscheinen, übersetze ich getreu, andre, die durch schlechte Einkleidung, besonders durch Weitschweifigkeit entstellt sind, suche ich zu bearbeiten. Denn hier scheint mir die Treue eben darin zu bestehen, daß die lebendige Sage von der schlechten Einkleidung befreit und ihr ein Gewand gegeben werde, in dem sie unentstellt erscheint.“

a) Demgemäß hatte er also schon früher das reizende Gedicht „Klein Roland“ nach einer Erzählung in den *Noches de Invierno* angefertigt. In unsrer Zeit ist es gelungen, auch die ältern Darstellungen dieser Sage in den *Reali di Francia* und in der Handschrift *Venetus 13* zu entdecken.

b) Die „Sagd von Winchester.“ In seinem Tagebuche giebt Uhland ausdrücklich den *Roman de Rou* als seine Quelle an. Aber hier hat er nicht übersetzt, sondern nur redigirt. Daß durch den schweren Traum des Königs die ganze Ballade fatalistisch geworden sei, braucht durchaus nicht angenommen zu werden. Wahrscheinlich ist, daß er dieses Motiv aus des *Ordericus Vitalis Historia ecclesiastica*, der Quelle des *Roman de Rou*, genommen hat, denn zahlreiche Verweise in seinen eignen Anmerkungen in den „Schriften“ beweisen, daß er sie wenigstens später genau kannte.

c) „Taillefer“ ist ebenfalls durch die Anregung des umfangreichen *Roman de Rou* entstanden, dessen *disjecta membra* Uhland nur passend zu einem Gesamtbilde gestaltet hat. Dabei verfährt er umgekehrt, wie in der „Sagd von Winchester.“ Dort wurde unnachsichtlich gekürzt, hier wird mehr als die Hälfte der Strophen frei hinzugeichtet. Auch wird der Charakter des Helden wesentlich idealer gehalten und Taillefer, um seine Tüchtigkeit noch mehr leuchten zu lassen, zu einem niedrigen Knechte gemacht, während er in der Vorlage von Anfang an ritterbürtig war. Ist das nun der Standpunkt, den Uhland in dem oben erwähnten Briefe an Fouqué bei der Bearbeitung altfranzösischer Sagenstoffe einnehmen wollte? Sicherlich nicht für unser vorliegendes Gedicht, bei dem die Reinhaltung der Sage verschwindet vor Uhlands unzweifelhafter Vorliebe für die Figur

„Sängerheld“ oder „Heldensänger.“ In „Taillefer,“ sowie in „Bertran de Born“ steht, er dem Stoffe nicht als Sagenforscher, sondern als Dichter gegenüber, und dazu können wir uns nur beglückwünschen, denn beide Balladen sind längst als die schönsten Edelsteine in Uhlands Dichterkrone anerkannt.

d) „Bertran de Born“ steht als späte Nachblüte vereinzelt da; es ist ange-regt worden durch die Schilderung, welche Diez in seinem Werke über die „Poesie der Troubadours“ von Bertran entwirft. Aber auch hier die gleiche Ideali-sierung wie bei „Taillefer.“ Aus dem trotzigen, fehdelustigen Vasallen wird ein edler Sängerheld, aus dem rücksichtslosen Parteigänger, der bei Dante in tiefer Hölle schmachten muß, ein treuer Waffenbruder, dessen edle Kunst des Sanges auch seine Widersacher bezwingt.

e) Wenn wir an dieser Stelle des Zyklus „Sängerlieder“ gedenken, so ist uns wohl bekannt, daß dieser eigentlich nicht unmittelbar aus dem Studium der altfranzösischen Dichtungen hervorgegangen ist, ebensowenig wie die voran-gehende Nummer. Aber die Stoffe sind verwandt und teilweise sogar in der altfranzösischen Epik vorhanden; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch diese fünf schönen Romanzen in das „Märchenbuch“ aufgenommen hätte, das diese fünf schönen Romanzen in das „Märchenbuch“ aufgenommen hätte, das in der Zeit der Turniere von ihm selbst gedacht worden ist. Strobl hat die Quellenforschung in befriedigender Weise begonnen, und Dünker hat die Er-gebnisse derselben zusammengefaßt. Unklar ist beiden Forschern die Quelle des Castellan von Coucy; da möchten wir nun die Frage aufwerfen, ob nicht auch hier Bouterniels „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit“ benutzt worden sei, sowie es für Don Massias und Dante angenommen wird. Dieser bringt nämlich die Geschichte des Castellans fast genau so, wie sie Uhland dar-stellt, und daß der letztere diese Darstellung kannte, erhellt daraus, daß er ihrer Erwähnung thut in den Anmerkungen zu dem Volksliede vom Brennenberger. Außerdem bleibt noch das dramatische Fragment: „Der Tod Coucy's“ vom Maler Müller zu erwägen.

3. Eigne Dichtungen. Hierunter begreifen wir diejenigen Gedichte, deren Inhalt ganz des Dichters freie Erfindung ist, sodaß nur die handelnden Per-sonen die Verbindung mit der altfranzösischen Sage herstellen. Hierher gehören nur zwei Gedichte.

a) „Roland Schildträger“ wird von Uhland selbst in einem Briefe an Kauf-mann als „freie Erfindung“ bezeichnet, „hervorgegangen aus der Beschäftigung mit der Karolingischen Heldensage.“

b) Wichtiger ist „König Karls Meerfahrt,“ in dem ebenfalls verschiedne Helden aus dem Kreise Karls des Großen redend eingeführt werden. Obwohl Uhland nichts darüber sagt, ist doch kein Zweifel, daß wir es hier mit einer eignen Erfindung zu thun haben, in der unser Dichter die bekannten Helden zur Illustration des alten Moralsages: „Reden hilft nichts, handeln muß man“ verwertet hat. Die charakteristischen Worte, die er jedem Einzelnen in den

Mund legt, entsprechen nur teilweise der durch die altfranzösische Epopöe überlieferten Charakteristik, die meisten, insbesondre die weniger bekannten, hat Uhland nur nach allgemein menschlichen Kennzeichen charakterisirt, indem er den jungen Fant von seinem Liebchen, den steifen Hölbling von Schickslichkeit sprechen läßt u. s. w. Wie viel lieber es ihm war, wenn er sich an die Überlieferung anlehnen konnte, erhellt am besten aus einem Briefe an Seckendorff vom Jahre 1807: „Wenn ich mich nach poetischem Stoffe umsehe, so geschieht es ganz vorzüglich darum, weil bloß idealistische Gestalten nicht so leicht vollkommene Objektivität erhalten, wie solche, die dem Dichter schon lebendig entgegenreten, aber ihr höheres Leben erst von ihm erwarten.“ In dieser Weise also gelang es ihm vortrefflich, Karls ruhige Größe von der nutzlosen Gesprächigkeit der andern zu unterscheiden, ohne daß er dabei den geschichtlich überlieferten Charakter der bedeutenderen verletzt hätte. Daß er gerade diese und nicht andre Ritter in die Zwölfzahl aufgenommen hat, obwohl es da doch noch berühmtere Namen gegeben hätte, ist vielleicht auf seine Kenntnis des Hierabas zurückzuführen, wo diese Reihenfolge einmal aufgeführt wird.

Es ist aber noch eine andre Frage zu besprechen: Woher nahm Uhland den Kern der Geschichte, den Zug Karls nach dem heiligen Grabe? Das betreffende altfranzösische Gedicht, welches von Franziſque Michel und später von Roschwig so mustergiltig herausgegeben worden ist, war zur Zeit der Abfassung der vorliegenden Ballade (31. Januar 1812) noch nicht entdeckt. Dafür aber kannte Uhland den Volksroman von Galien li Restorés, dessen Anfang die Abenteuer der Kreuzfahrer in Konstantinopel zusammenfaßt. Auch kannte er, wie aus den Anmerkungen zu dem Aufsatz über das altfranzösische Epos hervorgeht, einen lateinischen Roman, der dieselbe Sage zum Gegenstande hat, und kurz zuvor war noch dieselbe Märe wieder aufgefrischt worden, indem Foncemagne, Wilken u. a. ernsthafte Untersuchungen über den fabelhaften Zug Karls veranstalteten. Aus allen diesen Anregungen ist dann der Kern der Ballade entstanden.

Die Untersuchung über diesen Gegenstand wird dadurch noch interessanter, daß wir noch einen zweiten Plan darauf zurückführen müssen, nämlich den eines Dramas, von dem uns Keller die Bruchstücke abgedruckt hat. Keller vermutet, daß die Entstehung derselben ungefähr 1814 falle. Sie enthalten in unsern Knittelversen den Bericht des Herolds, welcher die Ereignisse bei der Ankunft Karls in Jerusalem erzählt, dann ein Wechselgespräch zwischen den Pairs, welche sich über die Pracht des Hauses wundern, dann ein Gespräch zwischen den Pairs und dem Schweinehirten des Kaisers Hug, der die Gäste in sein prachtvolltes Besitztum einladet. Wir haben keine Andeutungen, wie Uhland den Plan ausgeführt hätte, doch giebt vielleicht der Inhalt des Romans von „Galien“ darüber Aufschluß, wie er ihn selbst gegeben hat in seinen Vorlesungen über germanische und romanische Sagen Geschichte. Dann wäre freilich

kein einheitliches Drama daraus geworden, denn da wimmelt es von Schwänken und sonstigen Schnurrpfeifereien, während ein eigentlicher dramatischer Konflikt nur in der etwas anrühigen Liebe Oliviers zu der schönen Königstochter, die er dann nur ungern verläßt, gegeben ist. Dieser Konflikt mußte entweder ernsthaft durchgeführt werden, und dann mußten jene Schwänke als unpassendes Beiwerk wegfallen, oder komisch, und dann wäre der keusche Uhland endlich an eine Grenze gestoßen, die er nicht hätte überschreiten können.

Es ist schon von Dünker darauf hingewiesen worden, daß der „Schwabenstreich,“ den Uhland in der Ballade „Schwäbische Kunde“ erzählt, ebenfalls nur als ein Überbleibsel dieses größern dramatischen Entwurfes zu betrachten ist. Vielleicht sollte bei der lustigen Hofhaltung, die Karl in Konstantinopel führt, auch der schwäbische Ritter, der hier Gerold heißt, auftreten und seinen Schwank erzählen, und es ist bezeichnend, daß der schon genannte Wilken, welcher in seiner „Geschichte der Kreuzzüge“ auch den fabelhaften Zug Karls des Großen bespricht und Uhland bekannt war, dasselbe Abenteuer eines schwäbischen Ritters aus dem Heere Barbarossas erzählt. Das scheint, nebenbei gesagt, auch ein Beweis mehr zu sein, daß Wilken, wie auch Gözinger annimmt, und nicht Crusius Uhlands Quelle bei der „Schwäbischen Kunde“ gewesen sei.

Schade bleibt es immerhin, daß auch dieses Unternehmen, wie so viele andre, unvollendet bleiben mußte. Der hochstrebende Geist Uhlands wollte sich mit dem einfachen Ruhme des Gelehrten und des Lyrikers nicht begnügen, er strebte nach dem höchsten poetischen Kranze, nach dem der Dramatik. Die letztere blieb ihm aber verschlossen. Er mochte die Stoffe suchen, wo er wollte (vgl. u. a. die bezeichnende Nachschrift eines Jugendbriefes an Kölle in Paris: „Sind Ihnen sonst keine Bücher bekannt, worin alte romantische Sagen, ein poetische Vorwelt für dramatische Bearbeitung vorliegen?“), sie konnten in seinen Händen keine recht lebensvolle Form gewinnen. Es ist eben nicht jeder ein Universalmann wie Goethe.

Im Anschlusse an das genannte Bruchstück einer Uhlandschen Komödie ist noch als letzte Spur seiner Beschäftigung mit der altfranzösischen Poesie das dramatische Stückchen „Normännischer Brauch“ zu erwähnen, weil die Einleitung dazu ebenfalls auf ein altfranzösisches *fabliau* zurückgeht, das er aus Méon: *Nouveau recueil de fabliaux* (Paris 1823) kannte und in seinen Schriften zitiert:

Usages est en Normandie
 Quo qui hebergiez est qu'il dio
 Fable ou changon dio à l'ost. . .

Reichenberg.

Ferdinand Einzel.

